

### Rezension: Frank Schale: Krieger und Gelehrte: Herbert Marcuse und die Denksysteme im Kalten Krieg

Schale, Frank

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

**Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:**

Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung e.V. an der TU Dresden

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schale, F. (2011). Rezension: Frank Schale: Krieger und Gelehrte: Herbert Marcuse und die Denksysteme im Kalten Krieg. [Rezension des Buches *Rezension: Tim B. Müller: Krieger und Gelehrte. Herbert Marcuse und die Denksysteme im Kalten Krieg*, von T. B. Müller]. *Totalitarismus und Demokratie*, 8(2), 323-327. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-339918>

#### Nutzungsbedingungen:

*Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.*

*Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.*

#### Terms of use:

*This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.*

*By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.*



*Tim B. Müller, Krieger und Gelehrte. Herbert Marcuse und die Denksysteme im Kalten Krieg, Hamburg 2010 (Hamburger Edition), 700 S.*

Dass zahlreiche emigrierte Wissenschaftler nach ihrer Flucht in die Vereinigten Staaten in den administrativen und militärischen Dienst ihres neuen Heimatlandes traten, ist bekannt. Ihre Mitarbeit wird in der Forschung häufig als Ausdruck dankbaren antifaschistischen Engagements interpretiert; für ihre wissenschaftliche Entwicklung jedoch als bloßes Intermezzo abgetan – eine Deutung, die sich insbesondere auf ihre schnelle Rückkehr an die Universitäten stützt. Tim B. Müller widerspricht dieser Interpretation in seiner bei Wolfgang Hardtwig und Gangolf Hübinger verfassten Dissertation. Am Beispiel von Herbert Marcuse – seit 1942 Mitarbeiter in den Forschungsabteilungen des amerikanischen Nachrichtendienstes Office of Strategic Services (OSS) und von 1945 bis 1951 im State Department – möchte der Historiker zeigen, dass diese Phase geringer öffentlicher Präsenz nicht nur den wissenschaftsgeschichtlichen Rückraum bot, der seinen späteren Erfolg begründete, sondern ihn schließlich zum amerikanischen Intellektuellen machte. Generalisiert ließe sich die Arbeit mit der in der Emigrationsforschung entwickelten These zusammenfassen, dass das Engagement der Emigranten in den Forschungsabteilungen maßgeblich zu ihrer Akkulturation beitrug.

Das ambitionierte Ziel der beeindruckenden Studie ist es, die intellektuellen Bedingungen und „epistemischen Strukturen“ in den nachrichtendienstlichen Forschungsabteilungen freizulegen, um zu zeigen, dass der erkenntnistheoretische „Blick“ maßgeblich von der Arbeit im OSS und State Department geprägt wurde. Müller zieht den richtigen Schluss, dass sich intellektuelle Biographien in den „Maschinenraum“ zu begeben haben, statt auf dem „Promenadendeck“ heruzustolzieren – vor allem dann, wenn es um das Verständnis von Autoren geht, die nicht im Elfenbeinturm der Universität blieben, sondern sich in politische Gebiete begaben und als gelehrte Krieger einen besonderen Intellektuellentyp im 20. Jahrhundert ausmachten. Um Marcuse in diesem Kontext zu erfassen, schildert Müller luzide formuliert und rhetorisch geschickt die politisch-wissenschaftliche Zusammenarbeit linksliberaler Emigranten mit amerikanischen Wissenschaftlern in den Forschungsabteilungen der Kriegs- und Nachkriegszeit, um in einem zweiten Schritt die bislang kaum bekannte Wissenschaftsförderung durch die Rockefeller Foundation als Laboratorium zwischen politischen Planungsstellen und Universitäten für innovative Ideen zu beschreiben, die schließlich zum akademischen und politischen Erfolg Marcuses führten.

Seit den Publikationen von Alfons Söllner, Barry Katz, Petra Marquardt-Bigman und Christof Mauch ist bekannt, dass die Arbeit in den nachrichtendienstlichen Abteilungen mehr als eine bloße Gelegenheitsbeschäftigung war. Sie brachte brillante politische Analysen hervor, die die Forschungen der Mitarbeiter über Jahrzehnte stimulierte. Wo man die peinliche Verstrickung in geheim-

dienstliche Aktivitäten vermutet – Marcuse musste sich später verteidigen, er sei ein CIA-Agent gewesen – findet sich im besten Sinne das, was man „Intelligence“ nennt. Müller, der den Fokus auf die Nachkriegsentwicklung legt, beschreibt zutreffend, dass die Experten in den Forschungsabteilungen den Kalten Krieg aus der Perspektive eines „Anti-Antikommunismus“ (Hughes) interpretierten, um dem Totalitarismusparadigma eine differenziertere Sicht gegenüberzustellen und dabei insbesondere das seit dem deutschen Überfall gestiegene sowjetische Sicherheitsbedürfnis hervorhoben. Ziel ihrer Argumentation war eine Politik der Koexistenz, die dem „european theatre“ ein gewisses Maß an Selbstständigkeit zubilligte und sogar mit der Idee der Neutralität eines wiedervereinigten Deutschlands operierte.

Unabhängig von der unumstrittenen Qualität der Studien stellt sich die Frage nach der politischen Reichweite dieser Deutung: Während Söllner von der politischen Ohnmacht der Forscher sprach, zeigten Katz und Marquardt-Bigman, dass politische Gestaltung schlicht nicht ihr Auftrag war und der Frust der Forscher aus dem Missverständnis resultierte, sie könnten in außenpolitische Planungen eingreifen. Müller hingegen geht einen Schritt weiter: Er zeichnet Marcuse als geschätzten global orientierten Kommunismusaufklärer, der als „Kreml-Astrologe“ (180) bis ins Weiße Haus Gehör fand und die strategischen Überlegungen der USA in Europa und Asien mit beeinflusste und es sogar schaffte, die ideologische Grundlage des Kalten Krieges (National Security Council Report 68) in seinem Sinne zu reformieren. An solchen Stellen wird Müllers Emphase recht plastisch: Denn NSC-68 folgte der antikommunistischen Konzeption von Paul Nitze, während der Einfluss der gemäßigten Deutung kommunistischer Außenpolitik angesichts des Februarsturzes in der Tschechoslowakei, der sowjetischen Atombombe und des eskalierenden Koreakrieges ins Hintertreffen geriet. Die nachrichtendienstliche Arbeit im OSS und State Department als Erfolgsgeschichte zu schreiben, übersieht, dass die Analytiker angesichts laxer Entnazifizierungspolitik und konträrer wirtschaftspolitischer Zielvorstellungen der amerikanischen Militärregierung berechtigten Grund hatten, so schnell wie möglich an den Campus zurückzukehren.

Unbestritten ist jedoch, dass die gängigen Klischees geheimdienstlicher Arbeit als Hort des Antikommunismus falsch sind und Müllers These vom regen Interesse in den nachrichtendienstlichen Abteilungen an differenzierten Analysen über die Sowjetunion zutrifft. Im mittleren Teil des Buches, das sich maßgeblich mit der von der Rockefeller Foundation finanzierten Gegnerforschung am Russian Institute der Columbia University der 1950er Jahre beschäftigt, werden dann auch die Schwierigkeiten der R&A-Veteranen angesichts des wachsenden Antikommunismus in der McCarthy-Ära sowie der Balanceakt zwischen dem Ideal objektiver Forschung und dem Primat der nationalen Sicherheit ausführlich beschrieben. Detailliert und instruktiv charakterisiert Müller den „politisch-philanthropischen Komplex“: die Durchdringung von akademischem Milieu mit administrativen und militärischen Regierungsstellen, die zur Feindabwehr bereit

waren, Unsummen in die an die Universitäten zurückverlagerte Forschung zu pumpen, was diese etwas vor dem grassierenden Antikommunismus schützte. Zugleich zeigen die unterschiedlichen Positionierungen der einzelnen aus dem OSS und State Department stammenden Mitarbeiter gegenüber etwaigen antikommunistischen Vorwürfen, dass zwar Einigkeit darüber bestand, wie die Analyse des Feindes aussehen solle, jedoch die Feindbestimmung selbst durchaus variierte – ein Schluss, der etwas konträr zu Müllers These von der epistemologischen Forschergemeinschaft steht.

Was diese Analysen jedoch grundsätzlich von der Auftragsforschung in den Verwaltungsapparaten der Kriegs- und Nachkriegszeit unterschied, war das gesteigerte Reflexionswissen, nicht mehr bloß – zweifellos theoretisch fundiertes – empirisches Wissen zusammenzutragen, sondern in Abgrenzung vom Behaviorismus einerseits und der politischen Vereinnahmungen der McCarthy-Zeit andererseits die politische Theorie wieder in das Zentrum der politischen Analyse zu rücken. Als gelehrte Krieger, so Müller, plädierten Neumann und seine Kollegen für eine Schärfung des demokratiethoretischen Bewusstseins, was als Fortsetzung der in den nachrichtendienstlichen Forschungsabteilungen verfolgten psychologischen Kriegsführung verstanden werden kann. An dieser Einschätzung ist richtig, dass die Verarbeitung des Zivilisationsbruchs sowie die Verhinderung einer weiteren deutschen Katastrophe im Zentrum der Forschungen zahlreicher Emigranten und ihrer Schüler stand. Kann man deshalb von einer Wiedergeburt der Ideengeschichte aus dem Kreis der demokratischen Krieger sprechen? Dies mag für das Selbstverständnis von Neumann, Hughes, Gilbert, Krieger oder Schorske als Vertreter eines Zweiges der Ideengeschichte zutreffen, aber ob die heute bekannteren Ideengeschichtler Arendt, Strauß und Voegelin sich diesem Diktum anschließen würden, erscheint eher fraglich. Und schließlich ließe sich auch die Frage stellen, ob nicht die von Müller postulierte Politisierung der Emigranten durch die Arbeit in den Verwaltungsapparaten etwas vielschichtiger zu interpretieren sei: Man denke an Neumanns bekannten Ausspruch „Mein Bedarf an Weltgeschichte ist gedeckt“ von 1933 oder an Kirchheimers Spott über die fehlende Proportionalität zwischen Aufwand und Erfolg administrativer Auftragsforschung, die allein von ihrer bürokratischen Proliferation zehre. Vor diesem Hintergrund könnte die Wende zur Ideengeschichte auch als Absage an ein operatives Wissen als Element der psychologischen Kriegsführung interpretiert werden.

Der letzte Teil widmet sich ausführlicher Marcuse, der seine in den nachrichtendienstlichen Forschungsabteilungen angefertigten Analysen als Vorstudien für „Soviet Marxism“ nutzen konnte. Gegen die Totalitarismustheorie und den Behavioralismus gerichtet schreibt er dieses „Manifest der Entspannungspolitik“ und folgt damit den Interpretationen, wie sie im State Department und Russian Institute an der Columbia University formuliert wurden: Statt einer kommunistischen Weltverschwörung müsse durch ideologiekritische und ideengeschichtliche Studien auf immanente Gegensätze im Marxismus-Leninismus hingewiesen

werden; die soziologische Beschreibung der gesellschaftlichen Wirklichkeit müsse Primat vor der übernommenen Selbstbeschreibung als geschlossenes System haben. Die Sowjetunion war in dieser Perspektive kein monolithischer Block, sondern wies immanente Widersprüche auf, die Ansatzpunkte für Reformen boten, wenn sie mittels psychologischer Kriegsführung und diplomatischer Entspannung genutzt würden. Müller kommt hier klar das Verdienst zu, Marcuses unterschätztes Werk in den Kontext der amerikanischen Kommunismusforschung zu stellen. Wie sehr der Autor mit seinem Sujet sympathisiert, wird auch hier greifbar: Zwar ist Marcuses These von den Liberalisierungstendenzen in der Sowjetunion im Jahr 1958 durchaus plausibel, jedoch ist der von Müller gezogene Schluss, Marcuse habe deshalb die Reformen der 1980er Jahre vorhergesehen, dann doch zu pauschal. Provozierender dürfte jedoch Müllers These sein, dass nicht nur Marcuses Kritik am totalitarismustheoretischen Paradigma ein liberaler Kern innewohne, sondern auch seine späteren Schriften „Eros and Civilization“ und „One-Dimensional Man“ Teil des amerikanischen Liberalismus seien – eine sehr gewagte These, wenn man Marcuses Essay „Repressive Tolerance“ kennt.

Unabhängig von solchen Überzeichnungen gelingt es Müller ausgezeichnet, das intellektuelle Milieu derer zu beschreiben, die ein Unbehagen am Konsensliberalismus des Kalten Kriegs verspürten. Überzeugend ist auch, dass sich zahlreiche Linksintellektuelle nach dem Weltkrieg weiterhin an der New Deal Ära orientierten, sich jedoch seit Ende der 1950er Jahre in der Bürger- und Friedensbewegung als linke Opposition innerhalb und außerhalb der Kennedy-Administration positionierten, von der sie sich mit der Eskalation des Vietnamkrieges immer weiter entfremdeten. Richtig ist auch, dass Marcuse nur aus einer deutschen Perspektive, die (Außen)Politik der USA und deren akademische Kultur miteinander identifiziert, als intellektueller Außenseiter erscheint und den von Müller ausführlich geschilderten universitären Resonanzraum übersieht. Das Plädoyer zugunsten einer Ideengeschichte als archivarische Wühlarbeit ist ebenso einleuchtend wie seine These, dass die Beschäftigung linksintellektueller Emigranten im amerikanischen Nachrichtendienst zu deren Akkulturation im amerikanischen akademischen Milieu beitrug, indem sich ihnen dort die einmalige Chance bot, umfangreiches Material zu sammeln und theoretische Debatten zu führen, welche sie für ihre spätere universitäre Karriere nutzen konnten. Darüber hinaus ist es das Verdienst der Arbeit, auch die theoretischen Impulse deutlich werden zu lassen, welche die Emigranten auf amerikanische Forschungsprogramme und junge Akademiker ausübten. Müllers Rehabilitierung der politischen Ideengeschichte vor empirischer Politikwissenschaft, Sozialgeschichte und Linguistic Turn ist nur zu begrüßen. Zu weit geht er aber mit seiner These, die nachrichtendienstliche Arbeit habe eine epistemische Gemeinschaft geschaffen: Unabhängig von der Frage, ob es so etwas wie eine epistemologische Ideengeschichte oder ideengeschichtliche Epistemologie geben könne, wird nicht geklärt, was epistemologische Gemeinschaft überhaupt meint. So

mögen sich der revolutionäre Marcuse, der sozialdemokratische Neumann, der linkssozialistische Kirchheimer, der liberale Herz und die mit der New Deal Ära oder dem Progressivismus sympathisierenden amerikanischen Intellektuellen gemeinsam gegen den Antikommunismus der 1950er Jahre gewendet haben, doch ob diese Abwehrhaltung und die Art und Weise ihrer Zusammenarbeit hinreichend ihre eigene Position beschreibt, bleibt fraglich. So ist Müllers am Ende des Buches entwickelte These, die Marcuses Sympathien für die Studentenbewegung aus seiner Mitarbeit in politischen Forschungsinstitutionen deutet, nicht nur eine drastische Reduzierung ihrer politiktheoretischen Pointe, sie unterschlägt auch, dass die weniger begeisterungsfreudigen Kollegen wie Neumann und Kirchheimer skeptischer gegenüber der neuen Jugendbewegung gewesen wären. Die ideengeschichtliche Forschung sollten eben neben den Produktionsbedingungen des Wissens stets unterschiedliche politische Prämissen und inhaltliche Differenzen herausarbeiten, die historisch auf Prägungen vor der Emigration und systematisch auf heterogene theoretische Bezüge sowie philosophische Grundannahmen verweisen. Um in Müllers Bild zu bleiben: Es ist richtig, dass sich die philosophisch erhabene Ideengeschichte auch ins Maschinendeck zu begeben hat, aber um den Kursverlauf zu bestimmen, sollten nicht nur Heimat- und Zielhafen ermittelt werden, sondern es empfiehlt sich auch, über das Deck auf die Brücke zurückzukehren.

*Frank Schale, Technische Universität Chemnitz, Thüringer Weg 9, 09126 Chemnitz.*



*Gerhard Doliesen, Polen unter kommunistischer Diktatur 1944–1956. Mit Vergleichen zur DDR, Schwerin 2010 (Gesellschaft für Regional- und Zeitgeschichte e. V. und Die Landesbeauftragte für Mecklenburg-Vorpommern für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR), 148 S.*

Die Herausforderung, der sich der Autor des Buches gestellt hat, war in der Tat groß, denn eine kompakte Analyse der polnischen Nachkriegsgeschichte zu verfassen, die nicht nur für die breite Öffentlichkeit geeignet ist und gleichzeitig die Ursprünge der Volksrepublik Polen mit der SBZ/DDR zu vergleichen versucht, ist keine leichte Aufgabe. Hinzu kommen methodologische Schwierigkeiten. Abgesehen davon, dass sich beide Länder ab 1945 zwar in einer „Schicksalsgemeinschaft“ befanden, waren sie doch extrem unterschiedlich. Nicht nur der künstliche Charakter der DDR-Gründung, sondern auch die unterschiedlichen Kulturen, Kriegserfahrungen und Traditionen beider Bevölkerungen sowie die unterschiedliche politische Lage prä-